

Schaffendes Oberschlesien

Sonderbeilage der „Oberschlesischen Volksstimme“ zum Tag der Arbeit am 1.5.1934

Bergmann vor Ort

Dr. R. B. — Wir freundeten uns gleich nach meiner ersten Schicht an. Ich stand so herrlich dreckig, wie nur einer der hundert Männer um mich rum unter der heißen Dusche. — Gibt es einen Augenblick, der diesem gleicht? So nach härtester Arbeit lässt unter einer heißen Brause zu stehen und nachdenklich zuzusehen, wie das Wasser dich langsam wieder in einen Weißen verwandelt? Und da kam schließlich der Augenblick, wo ich vergebliche Anstrengungen machte, meinen Buckel sauber zu kriegen, gerade jene allen Vergleuten wohlbekannte unerreichbare Stelle zwischen den Schulterblättern! Inmitten dieser Anstrengungen stößt mich jemand in die Seite und bedeutet mir mit einer nicht mißzuverstehenden Geste, daß man bereit wäre, mir den Liebesdienst der Buckelreinigung zu erweisen.

So begann unsere Freundschaft. Er wusch mir meinen Buckel und ich ihm den Seinen, wie der Ehrenkodex der Waschlave es gebietet! Am nächsten Tage schon packte er auf meinen Kleiderhaken auf, der natürlich wieder eine jener scheußlichen Hemmungen hatte, während ich oben an der Decke plitternacht herumtrach und mich bemühte, mit Hilfe der Stange des Bademeisters die Kette wieder über die Rolle zu bringen! Schließlich trafen wir uns täglich oben am Schacht und warteten gemeinsam, in langer Reihe angestellt, auf das Signal zur Seilfahrt in jenen unvergeßlichen Augenblicken, da diese sehnigen, zerlumpten Gestalten von der Höhe der Separation in den aufgehenden Morgen nachdenklich und ein wenig verträumt hinausstarren, als wollte jeder vor der Fahrt in die Nacht sich noch einmal Sonne und Luft einsaugen. Augenblicke der Selbstbesinnung, ja der Andacht!

Und traf es sich eines Tages, daß mein Kumpel gerade auf meine Sohle, an meinen Bremsberg geriet. Ihm verdanke ich die unentbehrliche Kenntnis vom „Anschlagen“ einer Kette an das ewig laufende Seil. Noch heute denke ich an die unübertroffene Geschicklichkeit, mit der er die schwere Kette, die die Kohlenwagen an das Seil fesseln soll, blitzschnell wie ein Bassio um das Bremsbergseil wirbelte, einhakte und beiseite sprang, damit die jählings anrückenden Wagen ihm nicht über die Füße gingen! Nach einem Monat konnte ich mir meine Arbeit ohne ihn nicht mehr denken.

Schließlich setzten man uns beide zusammen auch „vor Ort“ an. Vieles Gedinge damals! Unser Hauer verstand das Schießen nicht richtig. Wenig Stücke, viel nasser Dreck! Und dann hatten wir auch eine so gemeine Zufahrt. Das Gefänge sah aus wie nach einem Erdbeben, verworren, verkrümmelt und jede Weile kam unser Fördermann gelaufen, um uns zu Hilfe zu holen, weil sein Kasten „karriert“ war! Unser „Soll“ blieb immer in traumhafter Ferne, trotzdem uns der Schweiß mehr denn je den Buckel hinab ran und sich eine reguläre Rinne in den schwarzen Staub grub . . .

Aber es kamen schließlich auch mal bessere Zeiten. Wir landeten bei der Reparaturkolonne! Das war schon eher was! Wir arbeiteten mit ein paar munteren Gleis- und Rohrlegern zusammen! Man verdiente etwas dabei. Die ersten Stunden schufteten wir wie die Teufel; trugen unermüdlich Gleisstücke in Kniebeuge durch die Stollen, schwenkten den Zuschlaghammer in Todesängsten — nicht auszudenken, was der Hauer mit mir gemacht hätte, wenn ich mal seine Hand getroffen hätte, die den Meißel auf die Schiene hielt. Nichts taten wir lieber als darum die schweren Eisenbahnschienen abzusprennen. Wer hat schon gern eine Eisenbahnschiene mit dem Zuschlaghammer durch! Man mußte dann bloß aufpassen, daß man das von der Sprengladung zerrissene Ende gut seitwärts in das Gestein bohrte, damit kein neugieriger Steiger sich das Ding mal ansah . . . Manchmal zogen wir das Gefänge in unmittelbarer Nähe eines Pfeilers.

Der Hauer an dem einen Pfeiler war ein Original in dieser Belegschaft, wo man bei näherem Zusehen hunderte von Originalen entdecken konnte.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Unglücke er schon überstanden hatte. Nichts war schöner, als zwischen einer Ueberrückung oder am Ende einer Schicht, wenn man genug Kasten gefüllt hatte und dann nur noch das Zifferblatt der Uhr betrachtete, auf einem Bretterhaufen zu liegen, noch ein wenig dampfend vor Schweiß und Anstrengung und zuzuhören, wenn dieser alte Mann erzählte . . .

Er konnte es wundervoll. Joseph Conrad, der große Abenteuererhelder, hätte von ihm lernen können. Seine Pointen kamen ungewollt dramatisch, völlig unvernünftig, daß uns das Herz stochte vor Ergriffenheit oder Schauer . . . Er war einer von den wenigen, die damals auf der Heintzgrube bei der großen Explosion in der Inflation von der betroffenen Abteilung übrig blieben. —

Es gibt weiß Gott Unterschiede in der Arbeit „vor Ort“. Dieser Hauer zum Beispiel

konnte Sprengen wie vielleicht keiner auf der Grube. Er hatte es im Gefühl, wie die Kohle „kommen“ mußte

und setzte nie eine Patrone zuviel und am unrechten Ort an. Drei Schlepper hatten sich die Arme auszureißen, um nur alles wegschütten zu können und möglichst schnell die Verzimmerung voranzubringen.

Die Verzimmerung . . . Welch ein Trost diese starken, runden Stempel zu beiden Seiten die dicken Bohlen über Deinem Kopf. Ein sicheres Dach, nicht wahr? Ja, mein kleiner Kumpel dachte es auch. Es war, wahrhaftig eine schlappe Arbeit, die wir da machten: wir halfen den Maurern Ziegeln und Material durch die Gleisanlagen bringen. Verbogenes Gefänge natürlich in Fülle da, und die Kasten „karriert“ munter von Zeit zu Zeit.

Es ging an einer Stelle über hohes Bodgestänge. Man mußte einen Halt suchen, um mit dem Buckel die Kasten vorzudrücken. Ich sehe ihn noch wie heute, meinen Kumpel, wie er mit nachlässiger Sicherheit ganz im Vollbesitz seiner Kraft sich stemmte und mit dem Rücken Halt an solch einem runden, starken Stempel suchte . . . Ich sehe es noch heute, wie plötzlich der Stempel nachgab, umschlug und die Bohlen sich über ihm lösten. Es ging ganz bedächtig, und doch alles so blitzschnell! Noch hielt die zuerst herunterprasselnde Bohle die ersten Stücke ab. Sie fiel ihm direkt auf den Kopf. Er konnte auf den Schienen des Bodgestanges, hoch über der Sohle, nicht ausweichen. Ein paar große Brocken trafen ihn. Der Ausbruch maßlosen Erstaunens in seinen Augen erlosch. Die jähe Wucht des Schmerzes verzerrte dieses noch knabenhaft junge Gesicht.

Es war meine erste Begegnung mit dem Tode unter Tage . . .



Männer, die das Eisen bändigen

Dr. G. R. Im großen Werk klopft der Taft schaffender Hände. Es klingt wie ein Lied, urgewaltig, sachlich, ernst und feierlich zugleich. Ich habe darin ein schwingendes Gefühl empfunden von Tradition, Vergangenheit, tätiger Gegenwart und werdender Zukunft: Schaffendes Oberschlesien. Sein Rhythmus, das Gleichmaß seines Lebens, der Atem seiner Welt ist in meinem Blut. Ich sehe das weite Land, und an den Stätten der Arbeit haftet mein Bild. Türme steilen mächtig empor — und daneben einige Schöte, weithin sichtbare Maste der Arbeit. Kohle und Eisen. Und am Tage flattern schwarzwallende Qualmschnecken, die Leben und Emsigkeit und Brot bedeuten. Aus dem Nebel von Dunst, Rauch und Ruß, der sich ballt, wirbelt und webt, schälen sich die Umrisse stählerner Türme: Burgen der Neuzeit — Hochöfen! Der Mann neben mir drängt zur Eile: „Gleich ist es soweit“.

Wir stehen am Abstieg des Hochofens. Elektrizität liegt in der Luft, wie vor einem großen Ereignis. Spannung strahlt die Gesichter um uns. Noch einmal drücken die Männer den Preßluftbohrer gegen die dicke, massige Lehmwand an der Basis des Hochofens.

Es ist höchste Zeit. Das Eisen will aus dem Ofen. Und da blendet ein weißer Strahl unsere Augen, und jäh, mit der Kraft aller unfassbaren Gewalten, springt der glühende Eisenstrom aus dem Hochofen, stürzt sich jorngig in die Sandrinnen, sucht sich einen Weg, ergießt sich hierin und dorthin in die Formen. Wie Feuerwerk springt der Funkenanzug empor, brausend und furend. Die Luft zittert vor Hitze über dem weißprinnenden Eisenweg, 1300 Grad trägt der weißglühende Eisenstrom. Die Männer achten ihrer nicht und nicht der Metallspritzer, die schwer auf sie niederprasseln, ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem Blutstrom, der gebändig werden muß.

Und während der Eisenstrom fließt und die Sandformen füllt, wird der Hochofen im neuen Arbeitsgang beschickt. In vier bis fünf Stunden beginnt der neue Abstieg. Das gibt wieder hunderte von Zentnern

Roheisen in den Sandrinnen. Der riesige Kran schafft sie, schon erkaltet und zu gewaltigen Blöcken geformt, fort. Das Eisen ist gebändig.

Seit sieben Stunden arbeitet die Höllemlut im Leib des Martin-Ofens da drüben. Von all den harten Eisenblöcken ist dort in der Hohlteufe nichts mehr übrig als dünnflüssiger Brei, dem man den Kohlenstoff entzog, der also zu Stahl wurde. Flüssiger Stahl. Jetzt sind die Stunden herum, der Stahlguß kann beginnen.

Ein Pfiff — das dünne weithallende Marmeläuten der Signalklingel. Die Räder des Lauftranes knirschen über Schienen, gebändig von dem Mann unter dem dunstigen Dach der Riesenhalle, in dem Kasten von Holz und Stahl, geleitet von dem Manne am „Zuß. Anap.“, kurze Anweisungen des Schmelzmeisters. So wie sein Befehl es will, arbeiten die Männer am Stahlabstich mit den unwahrscheinlich langen Stangen. Derangeschwenkt ist die mächtige Gießpfanne an dem Stahlhofen, und schwer, wuchtig und geräuschlos rieselt der Stahlstrom herein. Die Männer vom Stahlguß weichen und wanken nicht, wenn die Funken sie anspringen, wenn es wie Feuerwerk um sie steilt und zischt. Sie ziehen nur den Hut tiefer ins Gesicht. Unbeirrt beobachtet der Schmelzmeister durch die Laufscheibe. Spannung und Erwartung in den Augen. Wird der Guß gelingen? So wie es der Befehlspfeiff des Meisters will, wird der ganze Ofen gehoben, um den Stahlguß schneller rinne zu lassen, werden Zuzüge in die Weichlute geworfen, irgendwelche Mischungen zur Verbesserung und Legierung des Stahls. Dann schwenkt der Auslegearm die Gießpfanne langsam herum, der Kotillen-guß kann beginnen.

Um die Kotillenbatterie versammeln sich die Männer. Ein Hebelgriff öffnet die Pfanne am Boden. Armdia spritzt der 1500 Grad heiße Stahlguß in den Trichter. Ganz langsam steigt es da drinnen empor, während viele Augenpaare den Fortschritt des Stahlgusses beobachten. Es rinnt der Guß, aber dieses

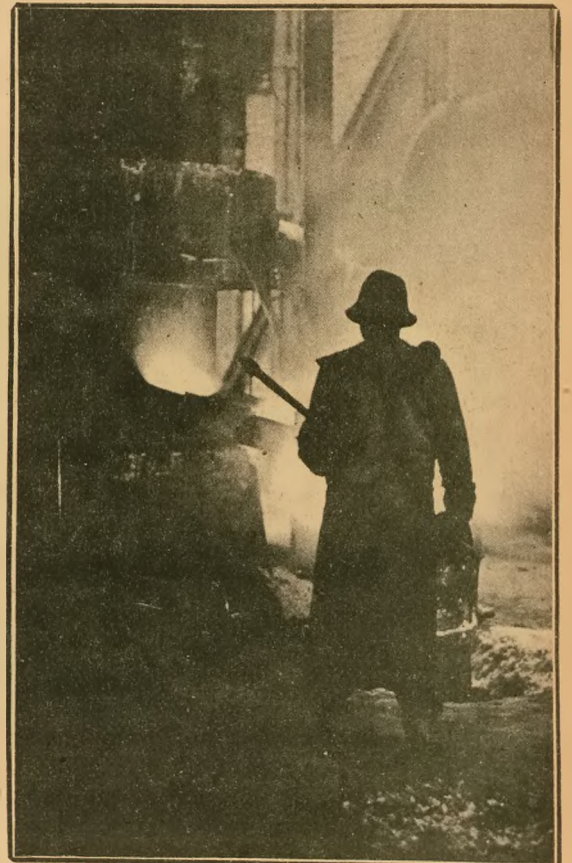
Rinnen haben sie in ihrer Gewalt, diese geschwärtzen Männer. Und dann schwenkt die Gießpfanne weiter, zur nächsten Kotillenbatterie. Bis sie leer ist und im nächsten Ofen ein neuer Guß wartet. Dann kommt wieder ein Kran, ergreift die Kotillen, leert sie und kippt die noch heißen Stahlblöcke auf Stapel, wo sie gestempelt werden und der Weiterverarbeitung harren.

Zum zweitenmal haben Menschen das Eisen gebändig, haben Menschen der Materie ihren lebendigen Willen aufgedrückt. Was ist die Maschine ohne den Menschen! Das stolze aller Gefühle, daß der ruffige Mensch, der winzig erscheint neben den Kranen und Laufstaken und Gießpfannen, der Herr der Maschine ist.

Loren bringen die Stahlblöcke hinüber in die Halle der Walzenstraßen. Aber vor der Walzenstraße hat wieder der Ofen das Wort. Nach kurzer Zeit ist hier jeder Stahlblock ein Stück Feuer und Hölle. Die rotierenden Walzen befördern den glühenden Eisenblock weiter. Der Mann an der Walzenstraße ist der Herr des rotglühenden, hin und her gleitenden Stahlblocks. Es stöhnt der Stahl und will sich aufbäumen gegen den Willen des Menschen, der ihm wieder und immer wieder den peinigenden Weg hin und her aufzwingt. Ohne Gnade, ohne Unterlaß — die Männer packen zu, drücken und drängen den Block unter die Formen, bis er die Gestalt hat, die von ihm verlangt wird. Es ist ein zäher, verbissener Kampf des kleinen Menschen gegen den gewaltigen Stahlblock. Und immer siegt er!

200 Tonnen schwer ist der gewaltige Stahlkloß, den die Feuertür ausspeißt in der Halle, wo die gigantische Schmiedepresse steht, das Werkzeug des Zyklopen. Sie wollen aus ihm den Kessel schmieden für eine gewaltige Maschinenanlage. Angriffsbereit stehen die Männer von der Schmiedepresse und belauern den Kran, belauern den Stahlblock und die vielfach gesicherte Gießerfette, die ihn trägt. Dann packen die Klauen der Presse zu und drücken. Und die Männer stehen dabei und lenken den Block, lenken die Presse, lenken die Greifbäder. So wie sie wollen wird der Block gedreht und gewendet. Er wird, er muß die Gestalt annehmen, die sie ihm geben wollen. Es sind nur wenige Männer, aber es genügt ihre Kraft und ihr Wille, ihn zu meistern. Sinnfälliger als hier an der Riesenpresse, am Hammer der Titanen, am Amboss der Zyklopen, ist noch nie der Sieg und die Herrschaft des Menschen gezeigt worden.

Es zittert die Luft unter der Glut des Hochofenabstichs, es zischt der Stahlblock, den man unter die Kaliberformen der Walzenstraße zwingt, es brodeln die flüssige Stahlmasse in den Kotillen. Immer und überall ist der Mensch Herr und Meister, der Ingenieur, der diese Maschinen und Apparate und Geräte erfand und baute, der Arbeiter mit der schweißigen Faust, der sie beherrscht und in seinen Dienst zwingt. Und diese Männer sind Menschen, wie du und ich, ruffige, staubige, tapfere deutsche Arbeiter, genügsam, fleißig, zu opfern und zu dienen bereit. Unbekannte Helden des Alltags, unbekannte Soldaten der Deutschen Arbeitsfront unter dem grauen Dach der Fabrikhalle. Von ihrem stillen Wirken und Mühen weiß der nur, der unter ihnen ist, der zu ihnen geht an die Stätten ihres Schaffens. Hier wird der Mensch nicht nur gesehen, hier wird er erlebt in seiner ganzen Tiefe und in der Lebenskraft seiner schöpferischen Seele.



Im Ehrendienst der Nation

Roter Falke von einst

Dieser stramme Bursche, dem heut die Lebens-tapferkeit nur so aus den dunklen Augen leuchtet, erlitt — ohne die Tragweite zu ahnen — das Schick-sal unserer gestrandeten Jugend. An sich aus ordent-lichem, aber armen Elternhaus, durchaus ein zuver-lässiger Volksschüler, bedeutete für ihn die Schul-entlassung das Ende geordneter Lebensführung. Die Straße lockte. Daheim wuchs die Verbitterung, die Not. Und draußen, auf der Straße aber gaulenden Sirenen radikaler Nichtstuer. Und so landete unser Industriekind bei den Roten Falken. Was durften die stolz sein auf so einen gangen Kerl, der was er machte, ganz machte. Ein Karl Moor der Entrechteten, ideales Objekt in den Händen materialistischer Subjekte!

Man schlug sich die Köpfe wund. Man debattierte und propagierte. Und eines schönen Tages standen die Idealisten, die untadeligen Kämpfer, allein auf weiter Flur. Jene, für die sie in öde mahlenden Wohltschlachten, den Stiernacken treu und arglos hin-hielten, waren mit didem Scheckbuch am Busen über die schützenden Grenzen abgerollt.

„Wissen Sie, mich hat ein Katzenjammer gepackt, daß ich nahe daran war, mir eine Kugel durch den

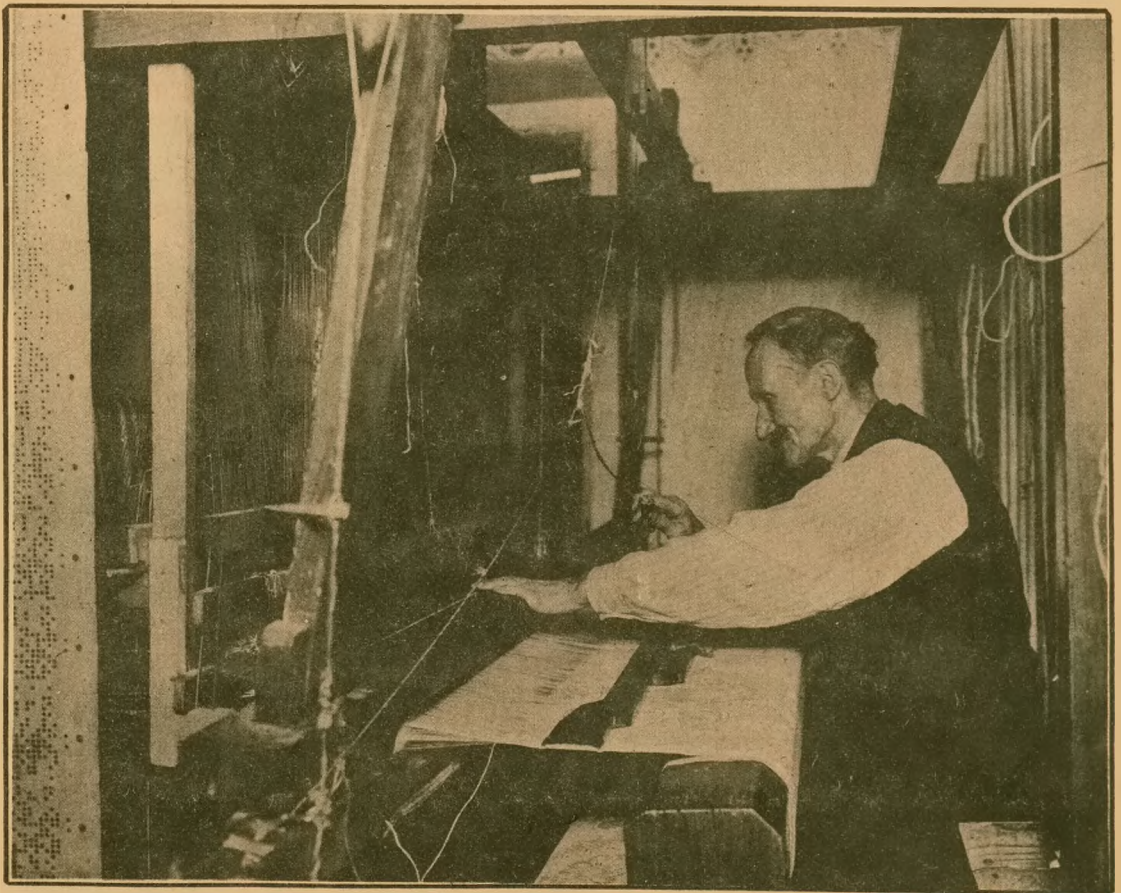
aufgezogen hatten. Später kam der FMD, die Un-form, doch nicht der Kommisdrill. Sondern eine nie geahnte Kameradschaft. „Bei uns hätte man die früher mit der Logarithmentabelle austüfteln müssen“, grient der Herr Schulungswart.

Gerade arbeitet er an einer Art Ufas. Wett-bewerb! Oho! „Wer den besten Aschenbecher bastelt, kriegt zwar keinen Blumenpott, aber einen Preis, der sich lohnt.“

Die Kameraden werden gucken. Jene Burschen unterm Jägerhut, die draußen im Kielenforst sorgen-frei und hellhörig roden, pflanzen, Bänke basteln. „Das ist unser Bankdirektor“, meint mein Begleiter zu einem Unterführer, der gerade die Gruppenarbeit der Mannen leitet, die aus franten, entwurzelten Fichtenstämmen nette Naturholzbänke zimmern.

„Sehen Sie, früher einmal, da war für uns alle kalter Kaffee, — heut kann man bloß in unserer Sprache sagen: „Lametta wächst!“ ...

Volksgenossen! Seht euch sie an, die heut am Ehrentag der Deutschen Arbeit im Industriebezirk in Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen als 1200 forche Männer strammen Schrittes und blanken Blickes marschieren! Das sind junge deutsche Recken, trag-fähige, nationale Zukunft, gesund geworden in der Morgenluft selbstgewählter Kameradschaft! —mdl.



Schlirrp-bömm, schlirrp-bömm, klapp-plipp-klapp

—rel. Das ist die einförmige Musik des alten Hand-webstuhls, die dich empfängt, wenn du in das niedere Weberhaus eintrittst, eins der wenigen, die wir in Oberschlesien noch in Katscher und Tropelowitz haben. Neben Bett und Tisch und Stuhl breitet sich hart am Fenster das alte Gefühl, das einst noch die Blüte der Heimweberei sah. Inmitten des Balkengefüges, von einem sinnvollen Gewirr von tausend Fäden ver-deckt, entdeckst du den Handweber an der Arbeit: Wie in einem Käfig eingezogen.

Ja, der Webstuhl! Der ist zum Käfig seines Lebens geworden. Hat den 12jährigen Bubben eingezogen und nicht mehr freigegeben. Dann haben ihm 64 Jahre Arbeit im Gefühl den Rücken trumm, die Brust schwach und schmal, und die Hände und Füße zitterig gemacht. Haben ihn immer nur so viel verdienen lassen, daß es knapp zum Leben reichte.

Da hockt er wie schon so viele Jahrzehnte auf dem schmalen Bankbrett im Stuhl, vornüber zu den Ket-tenfäden geneigt. Zieht hundertmal, tausendmal mit dem rechten Zeigefinger an der „Leiterer“, damit das

Spulschiffchen durch die Kettenfäden springt. Im Gegentakt hierzu schlägt die Linke mit der „Lade“, einem Holzbaum, der über die ganze Gewebebreite reicht, den Spulfaden gegen das fertige Gewebe. Die Füße dürfen dabei nicht ruhen. Müssen schwere Be-dale niedertreten: Der linke regiert die Webmuster-maschine, der rechte abwechselnd acht Fußleisten, die die Bindung bewirken.

So schlagen rechte Hand, linke Hand, rechter Fuß, linker Fuß unablässig den Arbeitsstall: Schlirrp-bömm, schlirrp-bömm, klapp-plipp-klapp. Ist es ein Wunder, daß sie mit der Zeit gleich Hebeln einer Ma-schine geworden sind, die ihre Bewegung mechanisch vollführen? So kommen sie einem vor, nur mit dem Unterschied, daß ihnen das Treten in die Knochen gestiegen ist und sie schwach gemacht hat.

O, es ist ein hartverdientes Brot, das ein Hand-weber isst. Wenn du mit Stolz eine hand gew e b t e Damast-Dede über den Tisch breitest oder ein buntes-mustertes Bettuch auflegst, denke daran, wieviel lange Stunden ein Weber daran im Webstuhl saß: Schlirrp-bömm, schlirrp-bömm, klapp-plipp-klapp ...



Kopf zu jagen!“ gesteht der stramme Vormann, den man mal beim Wurzelroben gesehen haben muß.

Mit gemischten Gefühlen fing unseren Radikalisten der Freiwillige Arbeitsdienst auf. Und zwei Seelen, die eine bedingungslos sozialistisch, die andere, einst glühend anarchoistisch, stritten sich in diesem jungen Mann.

Kamerad war er schon immer. Zum Dienst für eine ganze Sache wie geboren. „Daß man nach der verfahrenen Karre von früher überhaupt noch im Nationalsozialismus aufgehen kann, habe ich mit noch vor einem halben Jahre nicht träumen lassen!“ flüstert mein Gegenüber ziemlich schamhaft. „Aber heut bin ich dabei, ganz und gar, nicht bloß, weil ich wieder in selbstgewählter Zucht und Ordnung stehe, sondern weil es ja gar nichts anderes mehr geben kann als diese eine Volksgemeinschaft.“

Ein Brackfekl, der endlich auf dem rechten Fleck steht. Eine Handvoll solcher, durch die Tat Ueber-zeugter hat ganze Kommunisteniedlungen umgetren-pelt. Mit der leidenschaftlichen Kraft ihrer ehlich errungenen Ueberzeugung ...

Studiker von heute

Dieser hier, Schulungswart im FMD, ist einer verarmten Witwe einziger Sohn. Der Vater starb frühzeitig, war ein kleiner Beamter. „Wie das so war: alle sogenannten vernünftigen Eltern sparten sich lieber am Munde ab, als daß ihr Sohn nicht hätte Atademiter werden dürfen!“ Und so hungerte sich dieser ernste, junge Mensch mit heut noch typi-schem Astetengeficht weidlich durchs Studium.

Kurz vor dem Staatsexamen war „der Bart ab“. Was tun? Ain, mit ziemlichem Groll im Bauch, in den Arbeitsdienst. Zunächst in eines der Experimen-tierlager, das Hochschulprofessoren vom grünen Tisch

Tragen Sie 200 Zentner?

—el— Tragen Sie 200 Zentner? Natürlich nicht auf einmal, sondern nach und nach, wenigstens in-nerhalb einer Arbeitszeit von 12 Stunden. Und das nicht nur einmal, sondern Tag für Tag, diese Leistung zu vollbringen sind die Menschen imstande, die man allgemein unter der Sammelbezeichnung Transportarbeiter zusammenfaßt. Sie haben noch alle eine andere Bezeichnung, die ihre Tätigkeit ganz eindeutig kennzeichnet. Wir kennen den Transport-arbeiter als den Viertuscher, den Spediteur, Gepäd-träger, Mehlmann.

Sie alle sind schon an ihrem Äußeren kenntlich. Kräftige, breitschultrige Gestalten, die mit ihrem breiten Rücken und den starken Armen nur aus Mus-keln zu bestehen scheinen. Aus den kurzen und ge-dungenen Körpern geht ein jeden Augenblick zum Zupacken bereiter Strom von ungebärdiger Kraft aus. Wenn sie so lässig dastehen und ihre Zigaretten rauchen, sieht man ihnen ihre Kraft nicht an. Erst wenn man dann sieht, wie sie mit leichtem So—Ruck sich unter der schweren Last emporstemmen, ist man wie benommen von der fülligen Massigkeit, die Hun-dert und Aberhunderte von Zentnern schon auf ihrem breiten Rücken geschleppt hat.

Es sind „Unbekannte Athleten“, deren Rekordlei-stungen keine Sportbehörde anerkennt, deren Namen keine Zeitung nennt. Sie sind wie viele andere Be-rufe unbekanntes Helben, stille Helben der Arbeit.

—el— „Hü — hott“, lustig knallt die Peitsche, zwei starke Pferde stemmen sich schwer in den weichen Uferboden, das lange Seil strafft sich und langsam schiebt sich der 30 Meter lange Kahn mit etwa 100 Tonnen Ladung vorwärts: Zwei Pferde 100 Tonnen? Nein, es ist kein Druckfehler. Soviel und manchmal noch mehr schleppen die Pferde, die man Tag für Tag auf dem Treidelweg, der neben dem Klodnitzkanal in Gleiwitz herläuft, einherstampfen sieht.

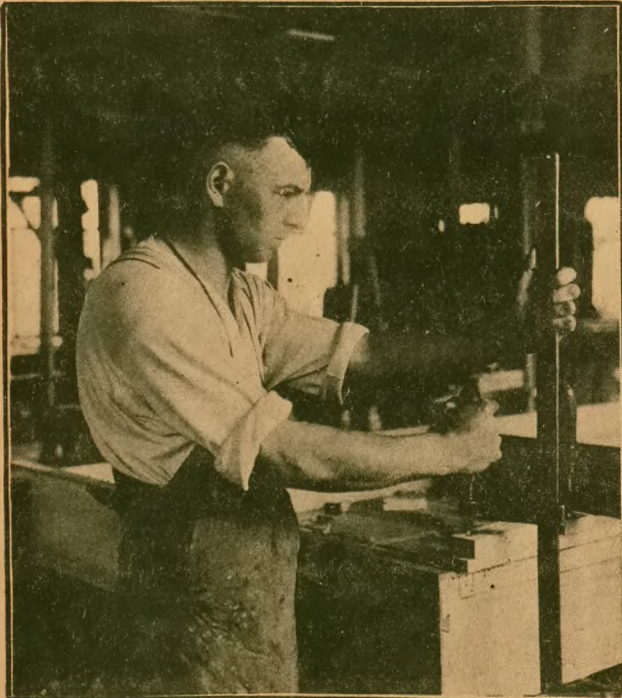
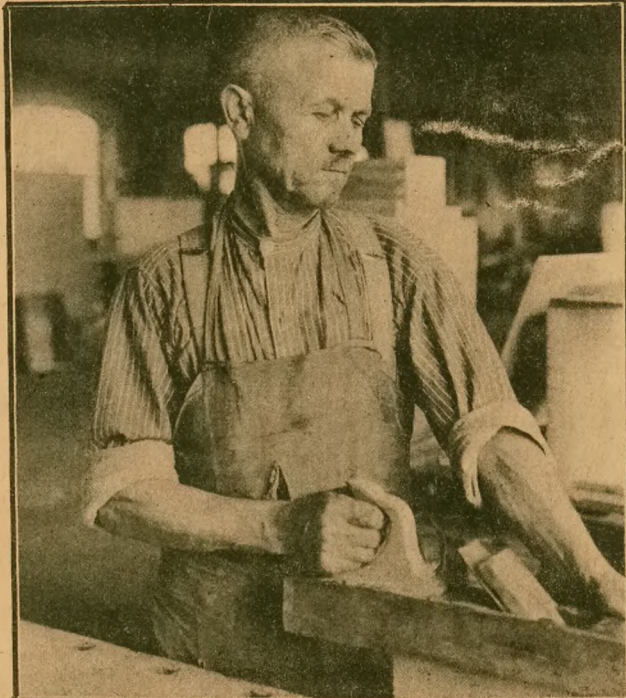
Ja, es stimmt, Pferde sind wohl für das nur an in blühenden Motorhauben gebrannte PS gewöhnte Auge des Städters etwas Urzeitliches, aber die Rech-nung, die den Schiffseigentümer zum Beibehalten des Pferdetransportes veranlaßt, besitzt ihre zwingende Geschäftslogik.

Hauptsächlich befördern die Kähne Waren, die einen längeren Transport ohne jede Gefahr für ihre Güte bestehen können. Denn der Kies, der aus der Ober für die Bauunternehmer im Industriegebiet zum größten Teil mit den Kähnen kommt, läuft ja keine Gefahr, ranzig zu werden, der Kohle, die schon soviel Jahrtausende gewartet hat, macht es nichts aus, wenn sie sich auf das Verbrennen noch ein paar Tage gedulden muß. Und die Öle und Fette schmie-ren nach dieser längeren Transportzeit noch viel besser als alle am Stabisth- oder Panamaskandal Beteiligten. Also warum schnell und teuer, wenn es auch langsam und dabei billiger geht?

Freilich die Kanal-Kutscher haben es auch nicht leicht und wenn sie einmal die Strecke Cosel—Gleiwitz gefahren sind, dann haben sie auch genug. Die Entlohnung ist je nach dem Gewicht der Ladung ver-schieden. Doch dürfte der Durchschnittssatz 45 Mark sein. Es ist für die Familie eine Freude, wenn so eine Fahrt nach „rauf“ in Aussicht

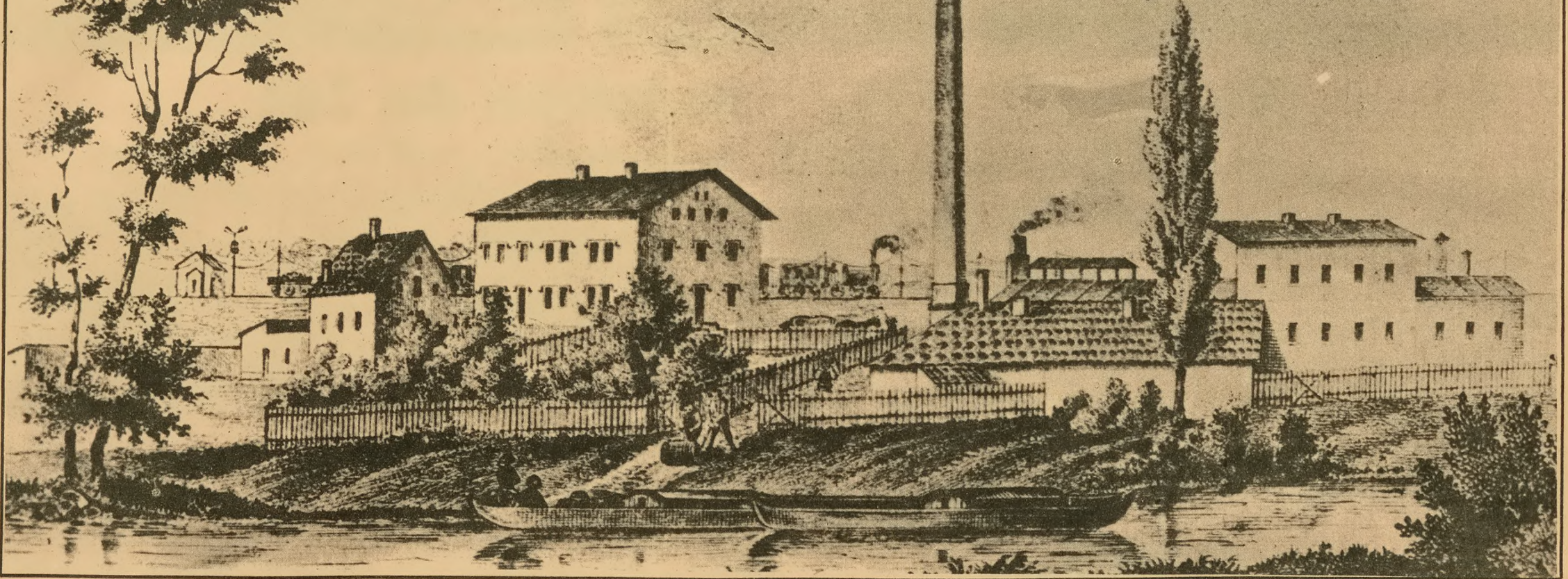


steht. Die ganze Familie nimmt an dieser Freude teil, denn oftmals bedeutet diese Fahrt die einzige Gelegenheit, Geld ins Haus zu bekommen. Dafür stampfen gern Vater und Sohn hinter den Pferden einher, sind stumm und einsilbig wie der Kanal, dessen spiegelndes Band neben ihnen herläuft. Diese Kanalschlepper besitzen kein Lied wie ihre Kollegen von der Wolga, dessen weiche Schwermut die metalle-nen Röhren der Don-Kosaken populär gemacht haben. Ihre Melodie ist das entfernte leichte Raufchen des Hielwassers und der gedämpfte Schlag der Pferdehufe, die in dem weichen Boden des Treidelweges ihre tiefen Spuren zurücklassen.



Möbeltischler bei der Arbeit

Oberschlesien vor 60 Jahren



Achtseitige illustrierte Sonderbeilage zum 60jährigen Bestehen der Oberschlesischen Volksstimme

Oberschlesische Industrie im Aufbau

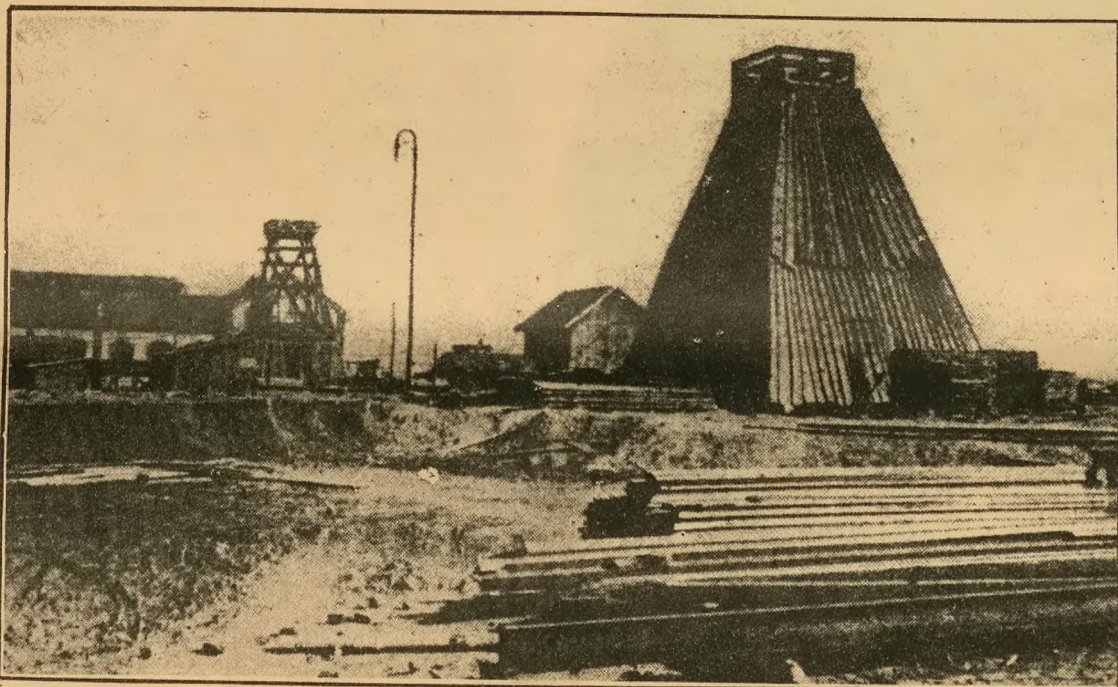
Von Gerhard Borowka

Hört man das Wort Oberschlesien nennen, dann verbindet man damit sogleich den Begriff der Bergbau- und Eisenindustrie. Beides, Oberschlesien und seine Industrie, gehören unzertrennlich zueinander. Das ist nicht nur seit der neuesten Zeit so, das war schon seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts so.

Die ober-schlesische Montanindustrie hat dem Lande seine Bedeutung und seine Geschichte zu einem ganz großen Teile gegeben. Aus kleinsten Anfängen hat sie sich zu einem achtungsgebietenden Wirtschaftsfaktor emporgearbeitet. Aber auch sie unterlag mancherlei Schwankungen der Konjunktur, hatte Blütezeiten und Jahre des Niederganges, in der Vergangenheit wie in der Jetztzeit.

Einen gewissen Höhepunkt hatte die Industrie Oberschlesiens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erreicht. Doch die politische Entwicklung der sechziger Jahre brachte dem Wirtschaftsleben schwerste Schläge und ließ den Steinkohlenbergbau und die Eisenindustrie stark zurückgehen. Es bedurfte erst wieder so aufwühlender Ereignisse wie des deutsch-französischen Krieges und der Schaffung des einigen Deutschland, um auch Oberschlesiens Industrie wieder einen Aufstieg zu sichern.

Zwar, der große Krach nach den Gründerjahren ging auch an den Konjunkturgründungen in Oberschlesien nicht spurlos vorüber, er legte alles Ungesunde, Spekulantenhafte, Unsichere hinweg, aber im allgemeinen wirkten sich die Wirtschaftszusammenbrüche hierzulande nicht so stark aus wie in anderen Teilen Deutschlands. Im großen und ganzen machten sich die Investierungen der Industrie bezahlt und legten jenen Grundstock zur Blüte der Industrie, wie wir sie um die Wende des Jahrhunderts und später erlebten.



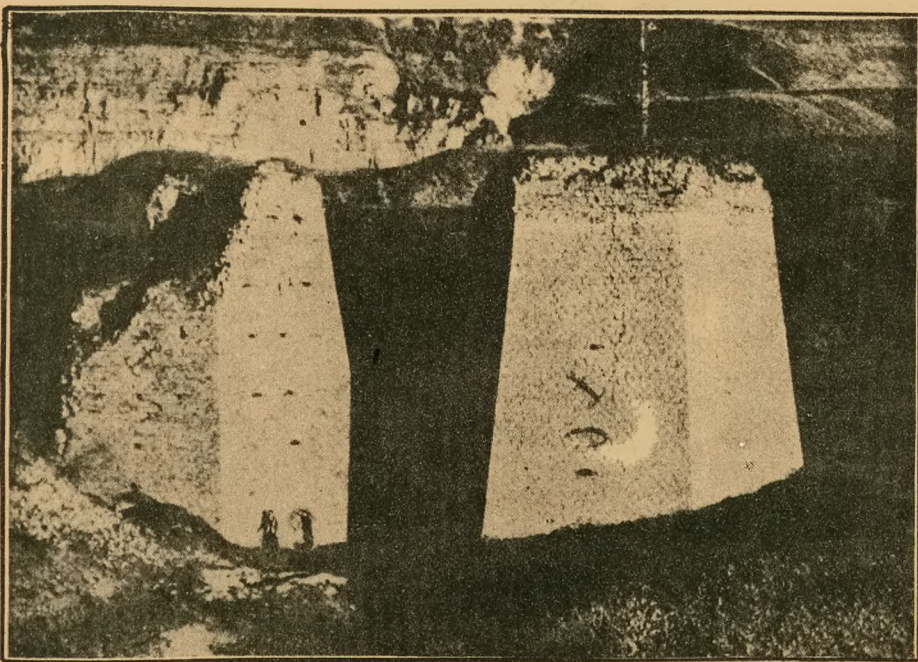
Die Jahre nach 1870 sind durchweg gekennzeichnet durch große Neugründungen und durch den Ausbau des bereits Bestehenden. So zählte man im ober-schlesischen Industriegebiet im Jahre 1873, also mitten in der Gründerzeit, nicht weniger als 118 gewerkschaftliche Gruben im Betriebe, eine Zahl, die nicht wieder erreicht werden sollte. Natürlich schlossen sich all die kleinen und kleinsten Gruben, die von vornherein keine Aussicht auf längeren Eigenbestand hatten, bald nach dem Krach zu einem größeren gemeinsamen Ganzen zusammen, um durch gemeinschaftlichen Betrieb einen größeren Komplex erfassen und den Betrieb möglichst konzentrieren zu können. Immer-

hin, der Bergbau hatte doch einen Auftrieb erhalten, der auch mit mehr oder weniger großen Schwankungen anhielt. Eine ganze Reihe neuer Schächte wurde abgeteuft, andere wurden dem damaligen Stande der Technik angepaßt, neue Kohlenfelder wurden erschlossen, neue Absatzgebiete erobert. Die in allen Teilen Deutschlands begonnene Industrialisierung, der verstärkte Verbrauch von Kunstböden in der Landwirtschaft und der steigende Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen, das Ausblühen des deutschen Innen- und Außenhandels, der Ausbau der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt und damit verbunden die Steigerung des Personen- und Güterver-

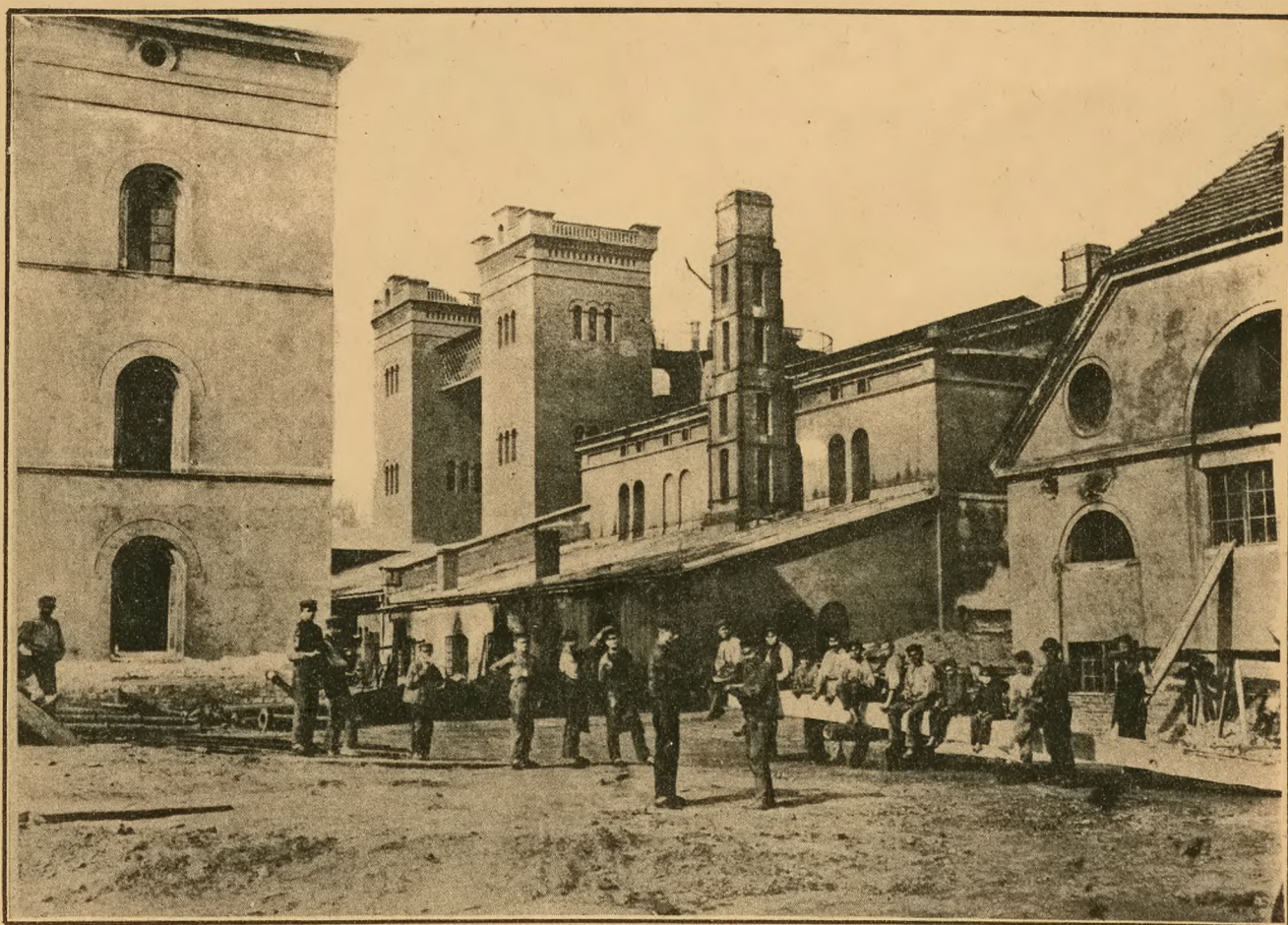
kehrs bedingten einen immer größeren Bedarf an Brennstoffen, zu dem selbstverständlich auch Oberschlesien beisteuern konnte. Die Kohlenförderung stieg stetig an, wenngleich diese Erhöhung die prozentuale Steigerung der Förderung im rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau nicht zu erreichen vermochte. Oberschlesische Kohle hatte sich damals schon einen großen Absatzmarkt geschaffen, hatte den ganzen Osten und Berlin und vor allem auch das anliegende Ausland erobert. An der Ostsee allerdings machte englische Kohle eine zu starke Konkurrenz. Hier hat schon damals die Verkehrsferne Oberschlesiens hemmend und verteuernswert gewirkt. Trotzdem hatte der Umschlagshafen von Cosel eine außerordentlich hohe Benutzungsziffer aufzuweisen und galt als der größte Binnenhafen des Kontinents.

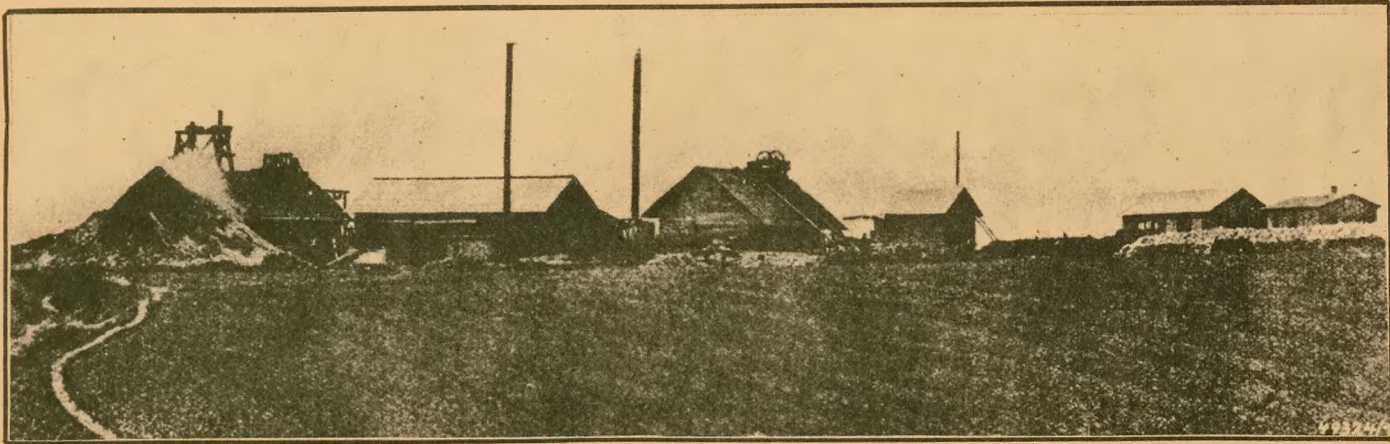
Auf das engste mit dem Kohlenbergbau verbunden ist die Eisenindustrie. Auch sie hatte in den Jahren nach dem deutsch-französischen Kriege einen ungeheuren Aufschwung genommen und als Hauptkunde für Kohle auch der Kohlenindustrie den großen Aufbau ermöglicht. Gleichzeitig trat eine Konzentrierung der Großeisenindustrie, die bislang auf der rechten Oderuferseite Oberschlesiens allenthalben dort anzutreffen war, wo es verhüttbare Eisenerze und Holzkohlen gab, im eigentlichen Kohlenrevier ein. So sehen wir gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast die gesamte Großeisenindustrie Oberschlesiens um die Förderungsstätten des Hindenburg-Myślowitzer Flözgebietes vereinigt. Werk an Werk drängte sich auf verhältnismäßig schmalen Streifen.

Auch die Eisenindustrie baute sich in den Gründerjahren enorm aus. Das Reich und die Bundesstaaten verwandten die französischen Milliarden zu Bauten von Eisenbahnen und Festungen und führten so das Kapital zu einem großen Prozentsatz gerade der Eisenindustrie zu. Oberschlesiens Industrie machte sich schon frühzeitig die neuesten Erfindungen der Technik zunutze und konnte so der Konkurrenz anderer Industriegebiete, wenn auch nicht voll, so doch ehrenvoll standhalten. Die Schwierigkeiten für die ober-schlesische Industrie lagen besonders in dem Mangel an bodenständigen Eisenerzen. Zwar stieg die Förde-



Unsere Bilder: Ganz oben die Gleiwitzer Drahtwerke vor 60 Jahren — Darunter die beiden Hauptschächte der Gräfin Johanna-Schachtanlage — Vorn das verschaltete Schachtabteufgerüst des Graf Hans-Ulrich-Schachtes, im Hintergrund der Gräfin Johanna-Schacht — Unten links alte Kalköfen im Kuhtal am St. Anna-Berg — Unten rechts die Gleiwitzer Hütte um 1874.





rungsziffer für Eisenerze in den 80er Jahren steigt an, aber sie hatte 1889 ihren Höhepunkt erreicht und sank dann immer mehr, vornehmlich wegen Erschöpfung der vorhandenen Lager. Dieser Mangel an Rohstoffen führte zur Ausbildung einer ausgedehnten Weiterverarbeitungsindustrie. Und in der Tat haben Oberschlesiens Hüttenwerke auf diesem Gebiet Großartiges geleistet. Maschinenbauanstalten, weltbekannte Drahtseilfabriken, Walzwerke usw. sandten ihre Erzeugnisse in alle Welt.

Den gesteigerten Anforderungen der Industrie und der raschen Bevölkerungszunahme folgte die Entwicklung der Verkehrseinrichtungen, und zwar zunächst der Ausbau der preussischen Staatsbahn und der obereschlesischen Straßen- und Schmalspurbahnen. Schienenstränge durchzogen bereits damals das ganze Land und erhielten schließlich in Würdigung der überragenden Bedeutung des obereschlesischen Industriegebietes einen Mittelpunkt in der 1895 errichteten königlich preussischen Eisenbahndirektion Kattowitz.

Die älteste Industrie Oberschlesiens ist der Silberbergbau, der bis in das 12. Jahrhundert zurückreicht. Damals jedoch hatte er seine einstige Bedeutung längst eingebüßt und an die Kohlen- und Eisenindustrie abgeben müssen. Bedeutungslos waren nur noch der Eisenerzbergbau, die Zink- und Bleierzgewinnung und ihre Weiterverarbeitung. Die Zinkindustrie erlebte

bruch. Immerhin kommt die Zementindustrie an dritter Stelle hinter dem Steinkohlenbergbau und der Eisenindustrie.

In diesen Industriezweig fällt auch die Porzellanindustrie. Einstmals hatte obereschlesisches Porzellan einen guten Ruf und war sehr gesucht. Allmählich aber gingen die meisten Fabriken ein und nur eine hielt sich noch, die Tüllowitzer Porzellanfabrik. Sie erfreut sich neuerdings wieder starker Beachtung.

Zu nennen sind unter dieser Gruppe noch die Basaltbrüche und die obereschlesischen Marmorbrüche bei Steinkunzendorf.

Dort, wo das Land den Flachsbanbau gestattete, entwickelte sich eine reiche Textilindustrie. So in der Gegend um Neustadt und Katticher. Spinnereien und Webereien hatten dort ihren Standort. In den 70er Jahren, als die mechanischen Webstühle auch in Deutschland bereits eingeführt waren, stellte sich auch diese Industrie auf den moderneren Maschinenbetrieb um und konnte wesentlich zur Selbstversorgung Deutschlands mit Webwaren beitragen.

Noch etwas vom obereschlesischen Handwerk. Hier in Oberschlesien blühte seit Jahrhunderten ein reiches Kunst- und Gewerbe, förderte deutsche Art und Sitte und bildete einen starken Rückhalt der Wirtschaft und des Deutschtums. In jenen Jahren aber, da die Industrialisierung immer weitere Fortschritte machte und bald alle Wirtschaftskreise erfasst

Im Spiegel der Zeit

Unsere „Volksstimme“ vor 60 Jahren / Von Alfred Walter

Wie die „Volksstimme“ vor 60 Jahren inhaltlich ausgesehen, dürfte sicher alle heutigen Leser interessieren: Sie erschien 2 mal wöchentlich, 4 Seiten, in der Hälfte des heutigen Formats.

Der redaktionelle Teil wich von dem der heutigen Zeitungen erheblich ab. Das technische Bild der Zeitung war, wie das aller anderen Blätter, einförmig. „Umschau“ hieß die tägliche Rubrik, mit der der Inhalt der Zeitung begann. Darunter verzeichnet waren alle Nachrichten politischer Natur. Erst später findet sich von Zeit zu Zeit ein Leitartikel. Gleich an die politische Umschau reihte sich der

provinzielle Teil,

der, das muß gesagt werden, verhältnismäßig reichhaltig und vor allem sehr lebendig gehalten war. Schon damals hatte die „Volksstimme“ einen umfassenden Mitarbeiterstab. Alle wichtigen Vorkommnisse sind wohl verzeichnet, selten ohne entsprechenden Kommentar. Unter „Gleiwitz“ klagt z. B. jemand über unsere „berühmte Rathausuhr“, daß sie wieder einmal zur Abwechslung die 7. Stunde um eine Viertelstunde zu spät geschlagen hat und bemerkt:

Es ist eine alte Geschichte,
doch bleibt sie ewig neu
und wer nach ihr sich richtet,
der wird confus dabei.“

Klagen werden geführt über den schlechten Besuch der Konzerte, dem zu langen Vorgen wird der Krieg erklärt, interessiert verfolgt werden die Schandthaten des Räuberhauptmanns Elias. Ein Biederer verlangt die Einführung einer Steuer auf die Schleppkleider der Damen von 15 bis 100 Mark, um diese „staubauswirbelnde Mode“ zu beseitigen. Amüsiert liest man, daß sich in einer obereschlesischen Stadt ein Bauer um die Stelle eines Bürgermeisters beworben hat, der die 600 Thaler pro Jahr und — das notwendige Quantum Schnapps (mit zwei p) verlangte. Dazu wird folgendes Verslein geliefert, das bis in die 90er Jahre jeder Stammtisch sang:

„Schnapps, Schnapps, Schnapps,
du edeles Getränk.
Du bist und bleibst
von der Natur, von die Natur, von das Natur
das herrlichste Geschenk.“

Im Vermischten wird folgendes Zeugnis mitgeteilt, daß einem Dienstmädchen beim Verlassen der Stelle gegeben wurde: „Inhaberin hat ein Jahr — weniger elf Monate bei mir gedient und sich in dieser Zeit fleißig — an der Haustüre, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannespersonen, treu — ihren Liebhabern und ehrlich — wenn Alles verschlossen war — gezeigt.“

Daß auch damals schon Raumangel der größte Feind der Redaktion gewesen ist, dürfte bei

dem geringen Umfang des Blattes weiter nicht wundernehmen. „Wir mußten viele Korrespondenzen halbieren, um das Wichtigste zuerst zu bringen, damit alle berücksichtigt werden“ entschuldigt sich die Redaktion. Ihr Verhältnis zu den Mitarbeitern war ganz patriarchalisch, wenn auch die Umgangssprache manchmal nichts zu wünschen übrig ließ. Wer die Zeitung seinen Interessen nutzbar machen wollte, erlitt eine gehörige Abfuhr. Säumige Korrespondenten hatten nichts zu lachen. „Laßt euch austupfen!“, oder: „Rocht euch einen schwarzen Kaffee!“, oder: „Wünschen allerseits wohl zu schlafen!“ bekamen sie zu hören. Einer muß wohl ganz unleserliches Manuskript geliefert haben, denn die Redaktion fragt: „Ist das Diente, womit Sie schreiben? Die armen Sezer!“ — Da ist wohl irgendjemand über den grünen Klee gelobt worden. „Machen Sie mir den Mann nicht zu berühmt“, rät die Redaktion dem Artikelschreiber. Einem, dessen Elaborat in den Papientorb gewandert ist und der sich darüber aufgeregt hat, wird „Energie“ Umgang mit Menschen“ empfohlen, „einen Beseßenen zu heilen ist vergebliche Mühe“ erklärt die Redaktion in einem anderen Falle mit Gelassenheit. Die Aufnahme einer Zuschrift wurde abgelehnt mit der allesäugenden Bemerkung: „Ist halsgefährlich und zur Sanfctur geeignet.“ Wie streng auch damals schon das Redaktionsgeheimnis gewahrt wurde, geht aus folgender Briefstufennotiz hervor: „Den Zeitungen die Mitteilung, daß selbst die Aufstellung eines 100 Ellen hohen Galgens uns nicht veranlassen könnte, Ihnen den Namen des Ex-Korrespondenten zu nennen.“

Nicht uninteressant ist auch ein Blick in den Inseratenteil.

Zum Schmeinschlachten ist auch damals schon der Gleiwitzer Bürger gern gegangen. Zum Wellfleisch wird ein echter Schirbewahn empfohlen. An solchen Anzeigen ist kein Mangel. Die Gleiwitzer Barbier machen bekannt, daß infolge erhöhter Lebensbedürfnisse die Gebühren für das Rasieren von 6 Reichsmünzen auf 10 Reichsmünzen erhöht werden. Wir erfahren, daß es auch schon einen Verein zur Bekämpfung der Haus- und Straßentetelei gegeben hat. Im „Sommertheater“ wird „Das böse Fräulein“ gegeben, nicht zu verwechseln mit „Die Tochter Belials“ bemerkt die Redaktion, ein andermal wird angekündigt „Der Skandal im Theater“. Man wußte sich also ganz gut zu unterhalten.

Auch „bissige“ Anzeigen finden sich zuweilen. Einer, der beim Wasser wohnt, fragt: „Wie viel Knochen haben in einem Sack Platz und wieviel Hunde dürfen ohne Marke herumlaufen?“ Ein gewisser Trautfeld gibt im Anzeigenteil bekannt: „Auf Wunsch des Bürgermeisters Kreidel erkläre ich meinen Austritt aus dem Vorstände sowohl, als auch aus dem Verschönerungsverein überhaupt.“ Was mag's da nur gegeben haben? ...



insoweit einen Aufschwung, als es gelungen war, durch ein besonderes Verfahren die Gewinnung des Zinks aus Zinkblenden wirtschaftlich zu gestalten.

In enger Verbindung mit der Kohlen- und Eisenindustrie steht die chemische Industrie. Sie steckte damals in Oberschlesien noch arg in den Kinderschuhen. Erst 1884 wurde auf den Porembaschächten die erste Kokerei mit Nebenprodukten in Betrieb genommen.

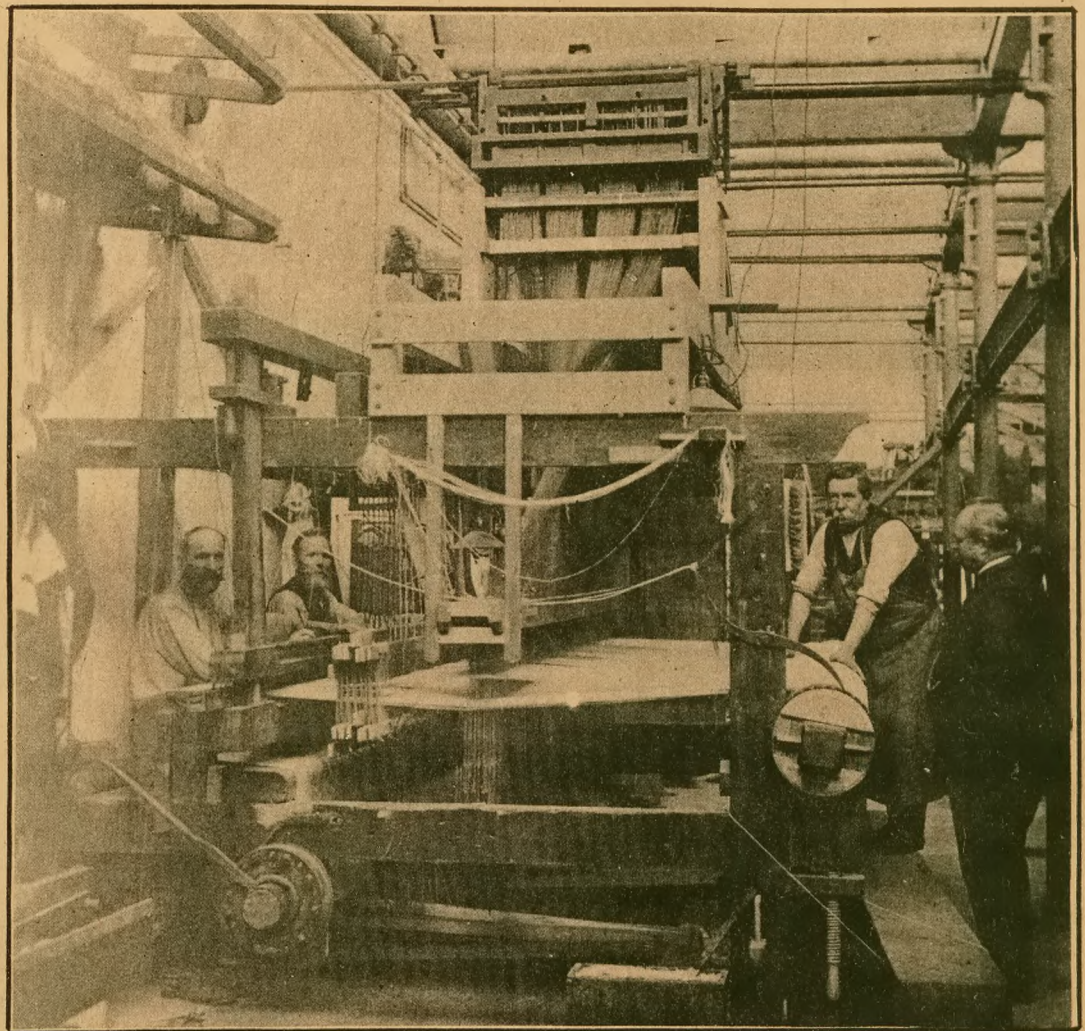
Beherrschte auch die Kohlen- und Eisenindustrie bei weitem die obereschlesische Wirtschaft, so waren doch die anderen Industriezweige nicht zu unterschätzen. An erster Stelle ist hier die Industrie der Steine und Erden zu nennen, und hier wiederum die Kalk- und Zementindustrie. Kalksteine wurden in Oberschlesien schon lange in den Kreisen Opeln und Gogolin gebrochen. Den größten Teil der Steine brannte man in Schachtföhen, wie man sie heute noch in den beiden Kreisen sieht. Später baute man Ringöfen und in neuester Zeit kehrte man wieder zu den alten Schachtföhen, allerdings mit wesentlich verbesserten Konstruktionen, zurück. Ein kleiner Teil der rohen Steine machte die Fahrt nach dem Industriegebiet, um hier bei der Verhüttung der Erze verwandt zu werden.

Neueren Datums als die Kalkindustrie ist die Portlandzementindustrie, die vor etwa 75 Jahren in Oberschlesien begründet wurde. Oberschlesischer Portlandzement hatte sich einen großen Absatzmarkt im Osten Deutschlands und in dem ehemaligen Rußland und Oesterreich erworben. Spätere Zollmaßnahmen tat der Ausfuhr allerdings sehr starken Ab-

bruch, wurde auch dem ehrbaren Handwerk starker Abbruch getan. Es verlor durch das „Auf-den-Markt-Werfen“ von Massenfabrikaten einen sehr großen Teil seiner Existenzmöglichkeiten. Darum zogen es viele Handwerker vor, nach den Industriezentren zu ziehen und bei der Industrie Brot und Arbeit zu suchen. Die Industrie konnte solche Handwerker, die für sie qualifizierte Arbeiter stellten, in der Zeit des Aufbaues sehr gut gebrauchen, denn es fehlte allenthalben an geschulten Kräften.

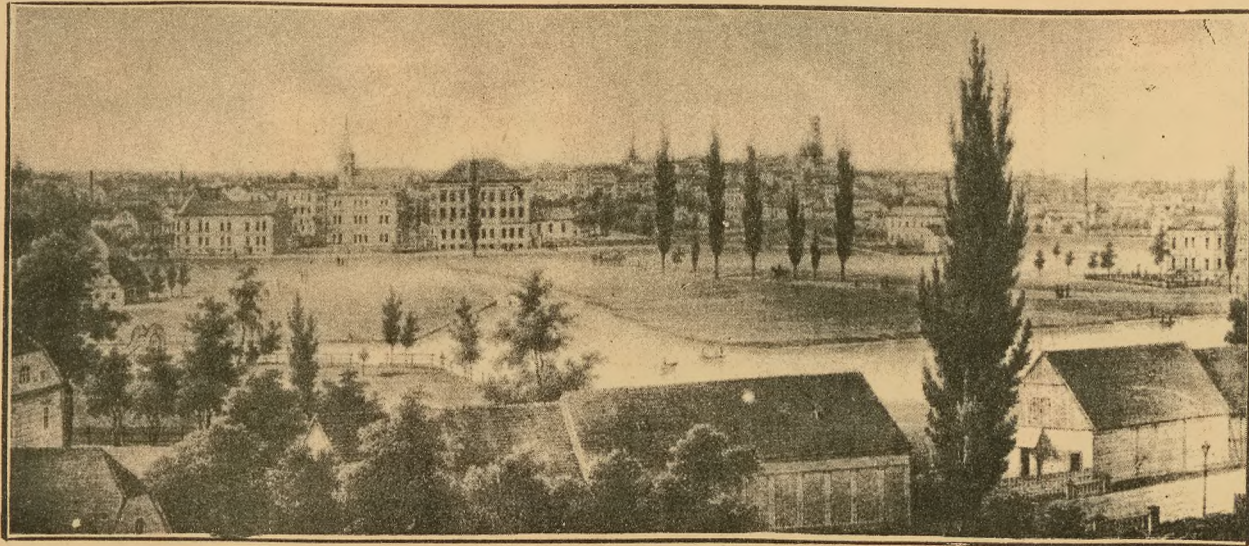
Andererseits lockten die verfeinerte Kultur in den Industrieorten und die angeblich leichteren Verdienstmöglichkeiten besonders viel Menschen aus Gegenden mit Geburtenüberschuß und primitiveren Lebensverhältnissen an. Darum bemerken wir schon in jenen Jahren zwischen 1870 und 1880 die langsame Einwanderung von Bewohnern aus östlichen Gebieten, aus Kongresspolen, Galizien oder Posen, die die aufstrebenden Industrieorte immer mehr bevölkerten. In dieser Einwanderung liegt eine der Ursachen für die scharfen nationalpolitischen Schwierigkeiten, in die in den späteren Jahren das obereschlesische Volk geriet und die schließlich zur Teilung des deutschen Oberschlesiens führte.

Rückschauend war Oberschlesien vor sechzig Jahren ein industriell und kulturell bereits stark erschlossenes Land, das trotzdem erst am Anfang einer grandiosen Entwicklung stand. Erfindergeist und Technik, deutscher Geist und deutsche Fähigkeit haben in kurzer Zeit aus dem Lande eine Perle in Deutschlands Wirtschaftsschatz gemacht.



Unsere Bilder: Ganz oben links die Hohenzollerngrube um 1874; links Kaiser-Wilhelm-Schacht, rechts Hohenzollernschacht und rechts das Zink- und Bleibergwerk „Rudolfgrube“ um 1850 — Im Oval das letzte obereschlesische Luppenfeuer in Tworog. Die Luppenöfen waren die Vorgänger der Hochofen — Unten links die Portland-Zementfabrik in Groschowitz bei Oppeln — Unten rechts ein alter Webstuhl aus der Gegend von Lepeschütz-Katticher.

Als es in Gleiwitz noch Holzzirkus und Holzradrennbahn gab.



Der Wandel im Gleiwitzer Stadtbild: Von Liborius Himmel

Zur Zeit, da die „Oberschlesische Volksstimme“ gegründet wurde, war Gleiwitz ein Städtchen von etwa 13—14 000 Einwohnern. Allerdings gehörte damals Neudorf (die Gegend um den heutigen Germania-Platz) noch nicht dazu, viel weniger Petersdorf, Trhnet usw. Selbst unter Berücksichtigung des Zuwachses an Einwohnern durch die im Laufe der Jahrzehnte erfolgten zahlreichen Eingemeindungen ist doch die Vermehrung der Einwohner durch Geburtenüberschuß und Zuwanderung sehr beträchtlich. Nach dem Kriege 1870 nahm der Aufschwung der ober-schlesischen Industrie ganz gewaltigen Umfang an. Bis dahin hatte Gleiwitz eigentlich kaum den Charakter einer reinen Industriegemeinde. Die königliche Hütte beschäftigte nur 600 Arbeiter. Sie stand damals noch nicht auf Stadtgebiet. Erst in den 1870er Jahren gewannen die Röhren-, Walz-, Draht- und Kabelwerke, Maschinen- und Kesselfabriken die sich hier aufgemacht hatten: Pulschinsky, Kern und Caro, z. T. Weltbedeutung. Der Bergbau rückte erst kurz vor dem Kriege in unmittelbare Nähe der Stadt. Was Wunder, daß die Industrie der Stadt in den letzten 3 Jahrzehnten das Gesicht formte. Daß dabei wenig auf organischen Wuchs, städtebauliche Einheitlichkeit, Schönheit und gesunde Entwicklung ankam, wen will es wundern. Wer unsere ober-schlesische Heimat, unser Gleiwitz in den Pulschschlägen der Arbeit kennt, achtet wenig auf diese Fehler. Den hören nicht einmal die schwarzen unfreundlichen Straßen des Hüttenviertels, den kummert kaum Ruß und Rauch. Er horcht lieber hin, ob die Hämmer klingen, die Maschinen poltern, schaut, ob die Eisen rauchen. Wenn der harte Rhythmus der Arbeit zu spüren ist, dann weiß er: Hier ist Gleiwitz, die Stadt der Arbeit. Zu lange standen in den letzten Jahren die Maschinen still, war Feierabend gewesen.

Der Mittelpunkt des ober-schlesischen Industriegebietes war bis zur Teilung Oberschlesiens nicht in Gleiwitz. Hier war das Zugangstor, die Pforte zum Revier. Und jetzt in den letzten 10 Jahren hat sich in Gleiwitz geradezu in überstürzender Entwicklung, die jah durch die Krise gestoppt wurde, ein neuer organisatorischer Kern gebildet. Seine Gestaltung ist glücklicherweise, gefangen zum größten Teil in den Armen behutsamer liebevoller Betreuung in Anpassung an die jahrhundert alte Tradition erfolgt, innerhalb der Gesetze und Normen, die für modernen Städtebau, architektonische Gestaltung und wirtschaftliche Zweckmäßigkeit gegeben sind.

Darf dieser Lage am Rande des Industriebezirks besitzt Gleiwitz den glücklichen Vorzug, ein eigenes industrielles Gesicht zu tragen. Eben steht man noch zwischen rauchenden Schloten, verrückten,

düsteren Straßenzügen, hört donnernde, fauchende Maschinen, die Luft ist erschüttert von dem Klingen und Schlagen der Hämmer. Wenige Schritte weiter umfängt einen die Waldeinsamkeit, dehnen sich schöne Parkwege, ziehen sich freundliche Straßenzellen mit kleinen Siedlungsbauten, oder liegt die Weite der ober-schlesischen Landschaft.



Deshalb wird der Gleiwitzer seine Stadt immer lieben, weil sie ein glückliches Gemisch der ober-schlesischen Landschaft darstellt, weil sie ihm das Gesicht zeigt, das mit seiner Arbeit verbunden ist, das schöpferische Bild der Technik, aber auch Flur und Wald, das Urbild der ober-schlesischen Heimat in seiner Ursprünglichkeit nicht verbirgt.

Entsprechend der industriellen hat die bauliche Entwicklung nicht ganz Schritt halten können. Der Stadtkern hat wesentliche Veränderungen in der städtebaulichen Anlage kaum durchgemacht. Die Innenstadt hat noch dieselben engen Straßen z. T. noch dasselbe schlechte Pflaster, manchmal nur andere Häuser. Wesentlich ist, daß gerade in den Jahrzehnten vor 1870 ein Ausbau des Stadtkerns erfolgt war: der Ersatz vieler Holzbauten durch Steinhäuser. Viele

dieser Gebäude stehen noch bis um die Jahrhundertwende — und vielleicht in Oberschlesien noch etwas später — nahm der Städtebauer kaum größeren Einfluß auf die Gestaltung der Wohnviertel in Bezug auf reine, gesunde Luft, die hygienischen Anforderungen waren gering, den künftigen Verkehrsbedürfnissen wurde kaum Rechnung getragen. So sind zwar manche alten Idylle von Gleiwitz gefallen, ohne daß aber vom heutigen modernen Standpunkt aus, dafür ein zweckmäßiger, den Anforderungen entsprechender Ersatz geschaffen wurde.

Um an einige (die allerdings mit dem Vorjah nicht in Verbindung gebracht werden sollen) zu erinnern: Wie nett war doch die Wache im Rathaus mit den Gewehrständern davor. Alte Gleiwitzer erinnern sich, dort manchen dummen Jungens streich ausgeführt zu haben. Unsere Bilder vom Ringe vermitteln davon einen guten Eindruck. Am Fleischmarkt vermißte man den großen Wohnhausbau im Anschluß an die damalige „Oberschlesische Volksstimme“. Vom Bürgersteig führten Treppen auf den Fahrdamm. Und gar die Bahnhofstraße mit der stinkenden Droschka mitten durch. Eine Sensation war allsonntäglich die Radrennbahn im Stadtwald. Hier war Gleiwitz um die Jahrhundertwende fortschrittlicher als heute. So etwas fehlt jetzt der Stadt, um ihr sportlich mehr Geltung zu verschaffen. Wer weiß noch etwas von dem Zirkus-Polzbau in Gleiwitz 1894—1896, der an der Ecke Wilhelmstraße—Selmuß-Brücker-Straße stand? Auf der Kronprinzstraße war ein kleiner Exerzierplatz mitten im Wohnviertel. Mit dieser Aufzählung Gleiwitzer Idylle mag es genug sein, trotzdem wir noch eine Anzahl Bilder zum Beweise dafür zur Verfügung haben. Erinnert sei noch an das Seufzerwäldchen, die Badeanstalt im Klodnitzkanal, den Ratsfährnel (Entenmarkt) usw.

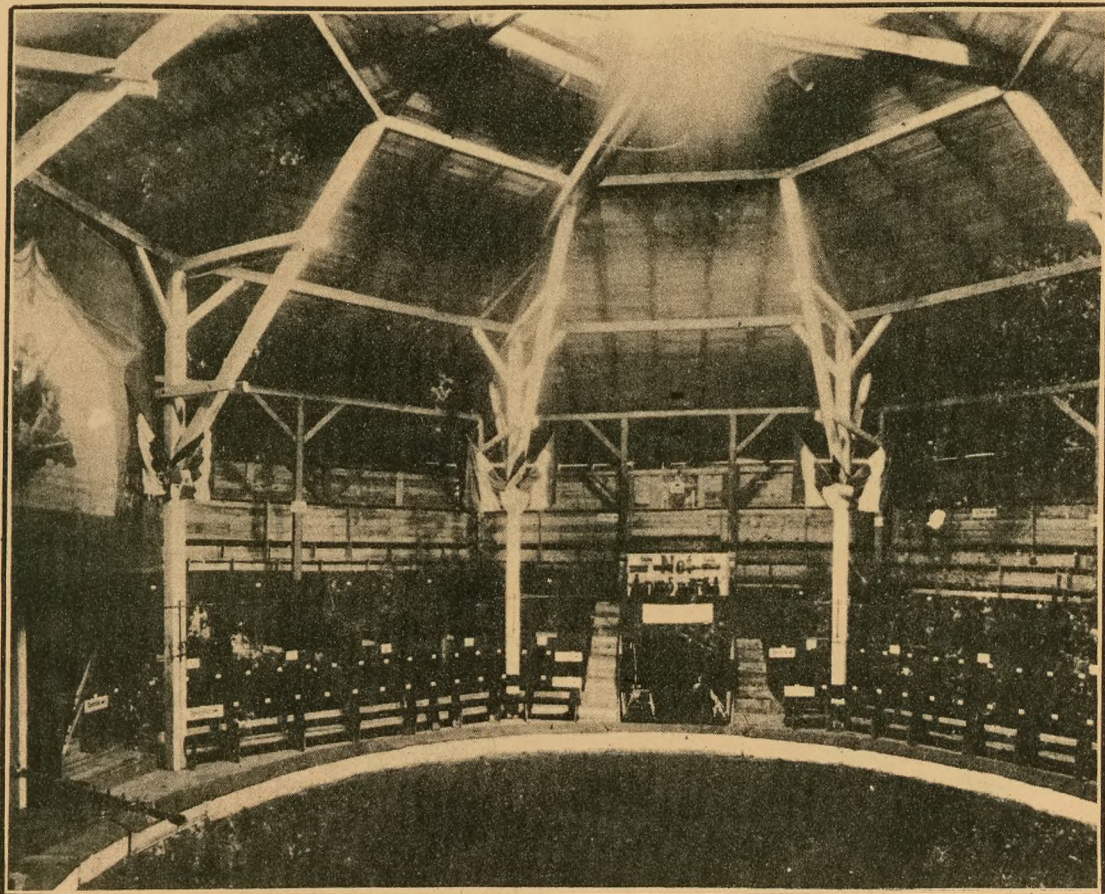
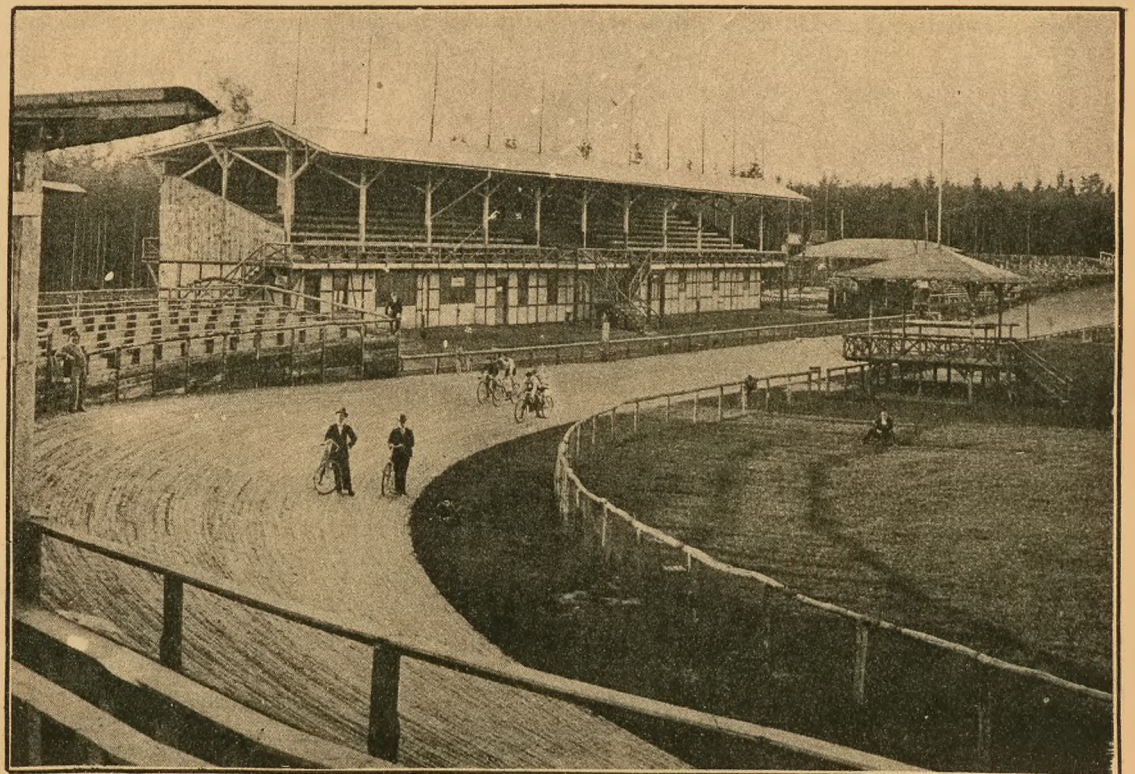
Erst die Aufstellung des Generalbebauungsplanes sicherte die moderne städtebauliche Gestaltung von Gleiwitz, den Ausbau der Gartenstadt in den Siedlungsgebieten und zugleich die Schaffung der Lungen der Stadt. Der Bebauungsplan ist eine Errungenschaft aus den letzten 10 Jahren. Als nach dem Kriege die Wohnungsnot einsetzte und nach dem Abzug der Besatzung der Flüchtlingsstrom Gleiwitz überslutete, wurde

darin mit Hochdruck gearbeitet. Damals mußte in kürzester Zeit die künftige bauliche Entwicklung der Stadt für Jahrzehnte vor-ausbestimmt werden. Glücklicherweise, das muß mit Freude festgestellt werden, habe die verantwortlichen Männer weitschauend vorgeorgt. Infolge des früher nicht geübten organischen Wachses der Stadt, weiter durch die im Laufe der Jahrzehnte erfolgten Eingemeindungen der Vororte mit ländlicher und gemischt-industriell-ländlichem Charakter ist die Stadt heute zwar auch noch kein Gebilde von betont einheitlichem Charakter und Stil. Die Zukunftsentwicklung in dem vorgezeichneten Rahmen bürgt aber dafür, daß sie es wird.

Neben dem Bebauungsplan bürgt dafür auch die von der Stadtverwaltung in den letzten 3 Jahrzehnten betriebene planmäßige Bodenpolitik. Die Stadt Gleiwitz hat in Voraussicht und Beachtung des Zuges der ober-schlesischen industriellen Entwicklung, die sich natürlich langsam und dann durch die Teilung stürmisch dahin vollzog, neue Werke am Rande des Industriebezirks vor allem in und um Gleiwitz anzusiedeln ihren Grundbesitz mehr wie viele andere Kommunen vermehrt. Sie hat es damit in der Hand, nicht nur die Spekulation niederzuhalten sondern auch maßgebenden Einfluß auf die künftige Gestaltung auszuüben. Das seit 60 Jahren stark gewandelte heute noch unfertige Gesicht der Stadt Gleiwitz wird deshalb erst im Laufe der nächsten Jahrzehnte seine endgültige Formung erhalten.

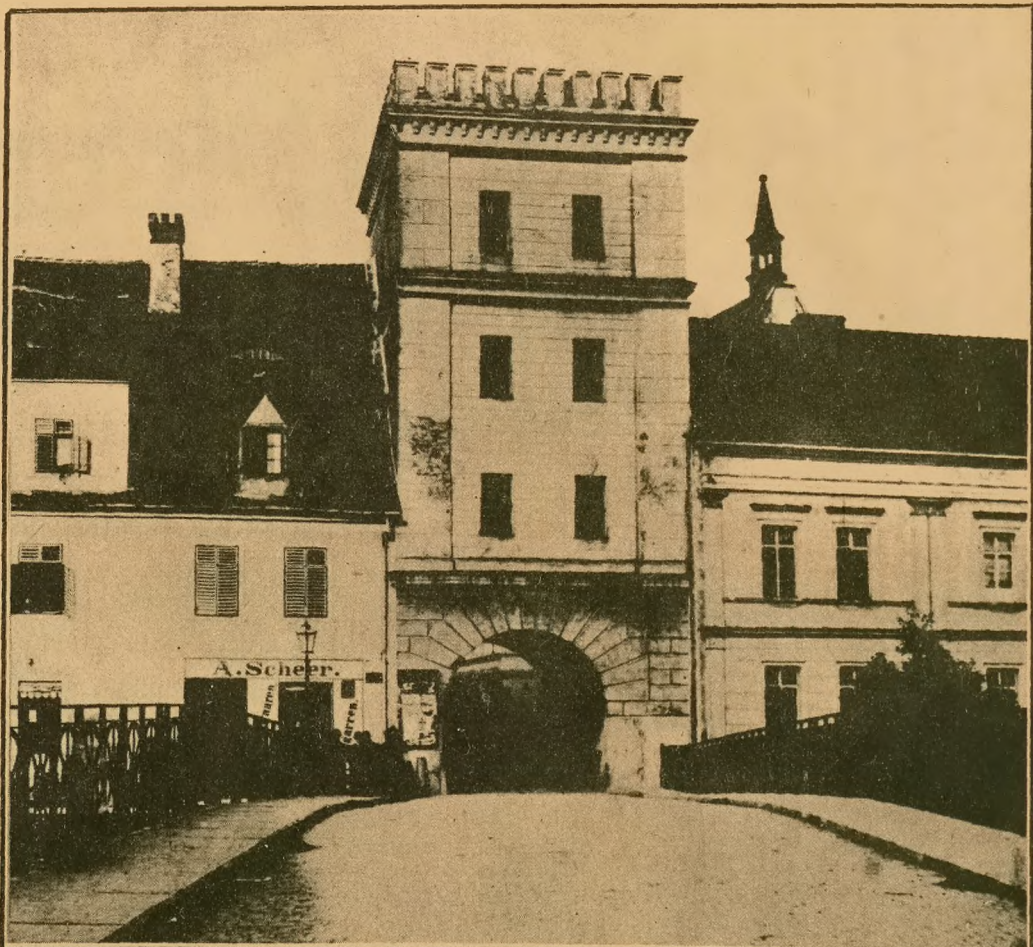
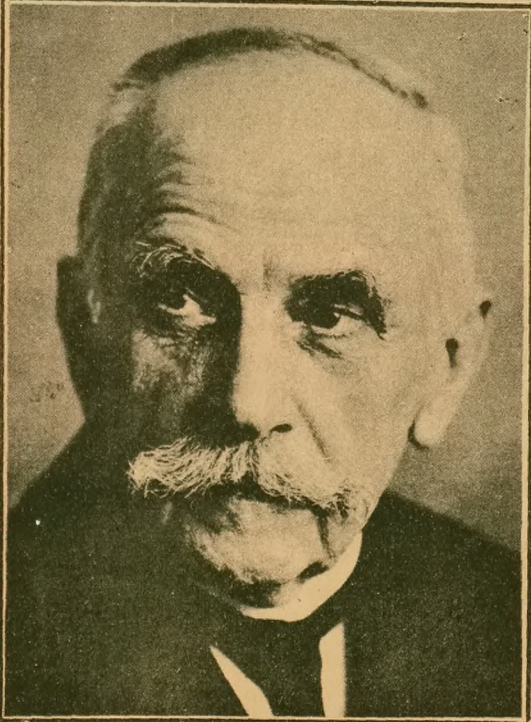
Wesentlich beeindruckt wird diese Formgebung und die künftige wirtschaftliche Entwicklung werden durch die Schaffung des neuen Kanals und des Gleiwitzer Hafens.

Nachdem die traurigen Bilder wirtschaftlichen Stillstandes und Niederganges, die deprimierenden Abbruchstellen und die grauenhafte Leere in einst mit pulsierender Lebendigkeit erfüllten Industrieanlagen vorüber sind, wird das Gleiwitzer Land, wird die Stadt wieder aufblühen. Die Hoffnungslosigkeit ist über, wir denken nicht mehr daran, daß wir in einer dem Untergang geweihten Stadt leben. Mut und Wille stehen auf der Stirn der Männer, die ihr Schicksal in die Hand genommen haben.



Unsere Bilder: Ganz oben ein Blick auf die Stadt und das alte Rathaus mit der Wache - In der Mitte die erste Tauffahrt im Automobil in Deutschland in Gleiwitz am 31. Dezember 1901 - Unten rechts die alte Radrennbahn und links der Zirkus, der 1894-96 an der Ecke Wilhelm- und Markgrafenstraße stand

(Bilder Stadtarchiv, Gleiwitz)



Oppeln vor 60 Jahren Ein achtzigjähriger Bürger erzählt Niedergeschrieben von Georg Kubitzka

Oppeln vor 60 Jahren. Wer könnte jene geruchsame Zeit unserer Pfaffenstadt treuer und plastischer vor unseren Augen erstehen lassen, als jener junge Soldat, der am vorletzten Märztag des Jahres 1874, von Ettlingen kommend, in seiner neuen Garnison Oppeln anlangte. Es ist der heut achtzigjährige Oberpostsekretär i. R. Hermann Steinert, der in diesem Jahre sein sechzigjähriges Bürgerjubiläum feiern konnte. Durch Vermittlung seines Sohnes, des Heimatforschers und Stadtarchivars Alfred Steinert, konnten wir den alten Herrn in seiner Wohnung, Ludwigstr. 10, aufsuchen. Unterstützt von einem ausgezeichneten Gedächtnis, weiß der Achtzigjährige recht lebhaft aus jener Zeit zu berichten. Doch lassen wir ihn selbst erzählen.

Schon von der Bahn aus, hinter Szepanowitz, erblickte ich das Städtchen, das damals mit Garnison (Füsilier-Batt. 4 O.S. Inf.-Regt. 63) rund 12 000 Einwohner zählte. Ueber den Dächern meiner neuen Heimat erhoben sich nur zwei größere Türme: der Rathhausturm, der damals bereits seine heutige Gestalt besaß und der Schloßthurm, der nur einen schmalen Zinnenkranz ohne Spitze aufwies. Der erste, den ich in Oppeln sprach, war der Bahnhofsportier Krämer, ein Ostpreuße, der mir den Weg zur Kaserne, dem heutigen Wohlfahrtsamtsgebäude am Getreidemarkt, wies. Auf dem Bahnhofsvorplatz stand unter alten Akazien die bekannte Kolossalbüste der Juno Ludowisi, die jetzt im Wäldchen aufgebaut ist. Am Altbau der Oberpostdirektion vorbei führte zum Mühlgraben ein Bahngleis, das der Beförderung von Gütern vom Bahnhof zu den Schiffen diente. Mein Weg führte mich die damalige Kratau-erstraße

hinunter; am Regierungsplatz erblickte ich einen stattlichen, zweistöckigen Bau, vor dem zwei Schilderhäuser standen. Ich schritt darauf zu und fragte den Portier, es war der alte Herr Hampel, ob das die Kaserne wäre. Erstaunt maß mich der Beamte mit besondrem Blick und meinte: Aber erlauben Sie mal, das ist die königlich preussische Regierung! Die Schilderhäuser standen nämlich dort, weil im Regierungsgebäude die Hauptkasse untergebracht war. Freundlich wies mir dann Herr Hampel den Weg zu meinem Ziel, das über die weitliche Ringseite, an den damals noch vollzähligen Kramhäusern vorbei, zur Oberstraße und Pfarrkirche und weiter zur Nikolaistraße führte. (Diese Straße zeigte ein besseres Pflaster als die Kratau-erstr., die ein mittelmäßiges Kopfsteinpflaster u. ausgefahrene Rinnensteine aufwies. Auch das Ringpflaster war noch mäßig.) Schließlich war ich am Ziel, dem sogenannten städt. Logierhaus, dem späteren Stadttheater am Getreidemarkt. Hier waren von den vier Kompanien des Bataillons je 60 Mann einquartiert. Die übrigen 240 Mannschaften waren über die ganze Stadt in Bürgerquartieren verteilt und haften da in größeren Stuben, in Verschlägen unter den Treppen und in Bodenkammern. Als Fremdling aus dem Westen und noch den heimatischen Laufziger Dialekt sprechend, wurde ich von den mir unterstellten Mannschaften zunächst etwas mißtrauisch beäugt. Nach kurzer Zeit hatte ich aber die Herzen der Leute gewonnen. Es waren meist Oberschlesier aus dem Hütten- und Grubenrevier. In der Kaserne war alles an Einrichtung und Ausstattung im Vergleich zum Westen bescheiden, ja dürftig zu nennen.

In meinem Dienst als Furiereunteroffizier hatte ich auch alle Bürgerquartiere der Soldaten zu kontrollieren und lernte dabei schnell die Stadt kennen, die bei ihrer damaligen Entwicklung auf jeden Fremden zunächst einen mäßigen Eindruck machen mußte. Von bedeutenden Bauten außer den schon genannten fielen nur wenige noch auf: das Landratsamt, heute steht auf dem Grundstück die Stadtspare- und Girokasse (Malapanerstraße 6), das Kreisgericht, das Hofinspektors Haus (heute Hotel Monopol), das Gasthaus zum Schwarzen Adler (Ring 11), die Löwenapotheke, die Hebammenlehranstalt und das alte Pfaffenstättchen. Der schöne Schloßgarten war damals der Öffentlichkeit nicht zugänglich, son-

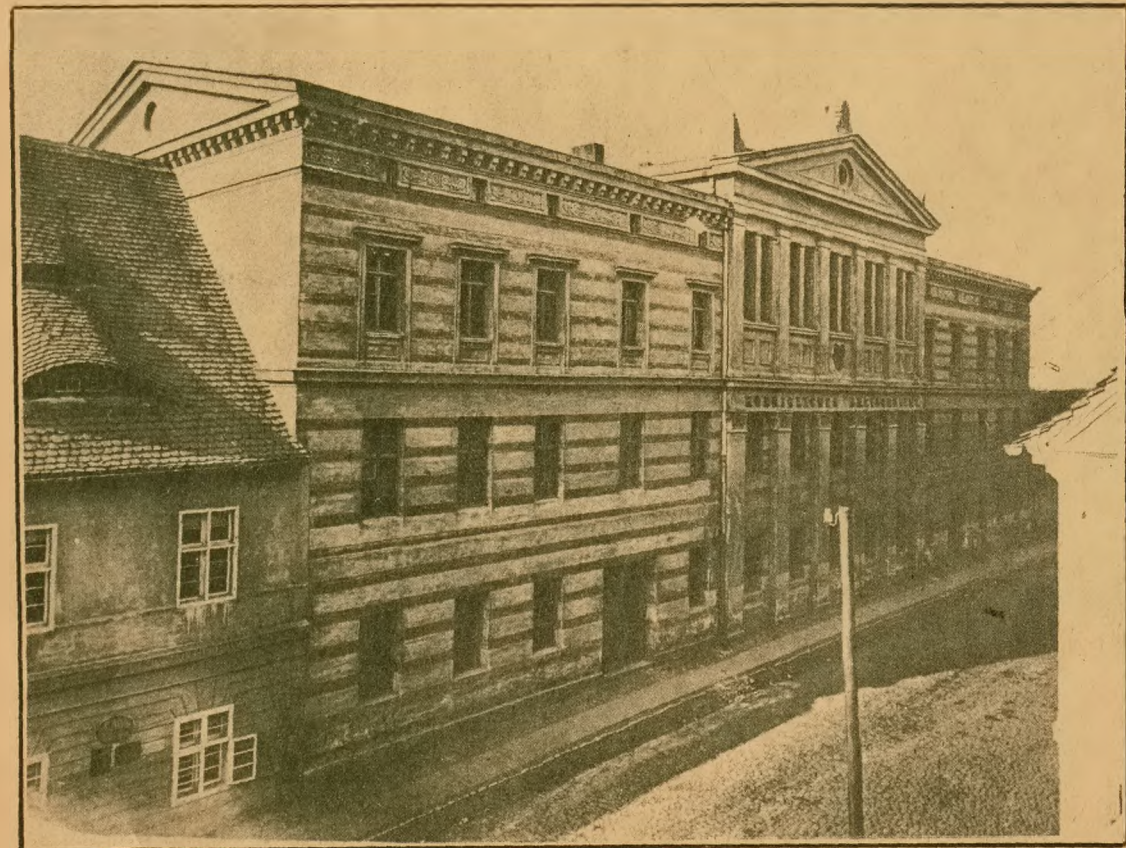
dern teils als Nutzgarten an den Schloßgärtner Gasser und als Ziergarten an einige höhere Regierungsbeamte verpachtet. Die einzige Erholungsstätte war das Wäldchen, an der Ober- und die schönen Spazierwege in der Landgemeinde Wilhelmstal, die vor 60 Jahren etwa nur ein Duzend kleine Häuser besaß. Der beliebteste Ausflugsort für die Oppelner war die Volkinsel, die noch Reste eines großen Eichenwaldes aufwies und von fast allen Vereinen für ihre Vergnügen, Sommerfeste und dergleichen aufgesucht wurde. Im Stadtgebiet wurden der Eisellergarten, der Gesellschaftshausgarten, der Bürgergarten, der Volksgarten und andere von den Bürgern gern besucht.

Das kulturelle Leben der Stadt spiegelte sich wieder in vereinzelten wissenschaftlichen Vorträgen. Musikalische Genüsse boten Konzerte der Bataillonskapelle und der Stadtkapelle, sowie Veranstaltungen des Instrumentalvereins (Musikvereins), des Männergesangsvereins und des Gesangsvereins für gemischten Chor. Leider litten alle diese Darbietungen vielfach unter der geringen Anteilnahme seitens des Oppelner Publikums. Das galt auch von den Aufführungen der Theatergesellschaften, die im Rathausaal erfolgten. Es wurden fast ausschließlich Lust- und Schauspiele, hin und wieder auch Trauerpiele aufgeführt.

An Eisenbahnlagen bestand nur die Hauptstrecke Breslau-Oberberg und die Oppeln-Tarnowitz-Bahn, die zudem noch nicht einmal einen eigenen Bahnhof, sondern nur eine einfache Wartehalle

besaß. Diese Bahnhofsanlage lag da, wo jetzt die Loreinfahrt zur Gilgutabfertigung ist. Eine Fahrpost nach Karlsruhe und eine nach Posen waren vorhanden. Auf der Oder verkehrte noch kein Dampfer, nur schmale Oberfähnen beförderten die Lasten von Groschowitz her durch die Wälder in die Oder unterhalb Oppeln und rückwärts in den Mühlgraben. Es gab weder Schleusen, noch große Wehranlagen. An der Südspitze der Insel Wilhelmstal lag das hölzerne Nadel- und Fallwehr der Oder, am Buttermarkt bei der Stadtmühle das hölzerne Fallwehr des Mühlgrabens. Die Fußbrücken hatten durchweg steinerne Pfeiler, aber meist nur einen schwerfälligen hölzernen Oberbau. Die Brückenbögen der großen und kleinen Oberbrücke sowie der Pfennigbrücke am Eiseller bestanden aus sehr starkem schwarz-weiß gestrichenen Balken, die an den Verbindungsstellen in gußeisernen Halteschrauben verschraubt waren. Es gab nur einen Wochenmarkttag und viermal im Jahre einen Jahrmarkt, der viel Volksleben aufwies. Bänkefänger belebten wiederholt die Straßen und Plätze. Seiltänzer und Schnellläufer gehörten zu den üblichen Erscheinungen.

So war das Kulturbild Oppelns vor sechzig Jahren, das einem heute noch so langer Zeitspanne fast unmöglich erscheinen müßte, hätte man es nicht selbst miterlebt! Hier endete der alte Herr, und wir merkten es ihm an, daß er sich gern in jenem Paradies bewegt, aus dem wir Menschen nicht vertrieben werden können, nämlich in der Erinnerung.



Unsere Bilder: Ganz oben die Pfarrkirche zum Hl. Kreuz vor der Erneuerung und der einstige Stadtturm in der Kirchstraße am Alexius-Hospital — Links darunter Oberpostsekretär I. R. Hermann Steinert, dem wir die Alt-Oppelner Erinnerungen verdanken — Unten links das Kreisgericht und rechts das alte Landratsamt — Das Bild des Bürgerjubilars stammt von Photograph Heilmann, die übrigen stellte liebenswürdiger Weise das Städtische Museum zur Verfügung.